

125

# SATIRE

de 6

## Siebenbürger Wochenblattes.

N 80.

Kronstadt, den 6. Oktober.

1842.

### Über Gemeingeist und dessen Belebung.

Eine Gemeinheit ohne Gemeingeist kranket und erstirbt.  
Herder.

(Orientirung.) Die Klage über Mangel an Gemeingeist unter den Sachsen ist allgemein, und ist — leider begründet. Wer will und kann das Gegenheil behaupten? — Wir ließen uns gerne widerlegen.

Gegenwärtig hört man hie und da Freude äußern, daß die Zeit der Bedrängniß uns doch wieder mehr übereinstimmend und von einem Geiste befeelt gefunden. Gerne wollten wir mit eingehen in diese Freude, wenn wir uns nur des betrübenden Gedankens zu erwehren im Stande wären, daß die Nation auf diese Art jenem Schwächling gleichen könnte, der in der Noth gute Vorsätze faßt und, ist sie vorüber, in den alten Fehler zurückfällt. Es ist ein armer Trost, dies bischen Zusammenhalten zur Zeit der Bedrängniß, wo Uneinigkeit vollends Unnatur wäre! und wenig entschädigend für den sonstigen Mangel an Erkenntniß der edlen Aufgabe, gemeinheitlich und selbstständig in thätigen Verbesserungen, deren wir auf allen Seiten bedürftig sind, sowie in der Entwicklung des Volksgeistes freudig fortzuschreiten. — Sollen wir, um diese Mängel zu erweisen, auf die engherzigen, mißtrauischen Mißverständnisse bei der Errichtung einer Gewerbschule in Hermannstadt hinweisen, oder an die kleinliche, egoistische Zersplitterung bei der Beschlußnahme über die Errichtung einer juridischen Nationallehranstalt zur geeigneteren Ausbildung tüchtiger sächsischer Rechtsgelehrten und Volksvertreter erinnern, von welcher Ausbildung mindestens in gleichem Grade die Zukunft der Nation abhängt, als von den sonst dringenden Verbesserungen in unserer bürgerlichen und geistlichen Verwaltung, in unserer Vertretung, in unserer Kunst- und sonstigen industriellen und landwirthschaftlichen Verhältnissen? Sollen wir unsere Augen verschließen wollen vor dem Erkennen der Richtung in unseren Aemtern, wo man die Abhängigkeit von Wählern immer lästiger findet und durch Salarien-Vermehrung und Diurnen-Erwerb, selbst unter dem Ersenkzen der öffentlichen Kassen, nur für sich sorgt? \*) Sollen

wir uns über die niederschlagende Gleichgiltigkeit des gemeinen Sachsen und selbst des Bürgers gegen seine Verfassung und seine Verfassungsrechte täuschen, unsere Wahl-Unwahrheiten, die allseitige Bevormundung, den allgemeinen Indifferentismus nicht erkennen; sollen wir diese niedergebückte Miene, mit welcher wir — uns selbst nicht erfassend, uns selbst nicht bewußt und dem eigenen Recht, der eigenen Kraft nicht vertrauend, — alles Heil nur von Oben und von Außen erwarten, nicht einsehen wollen? um erröthend sagen zu können: Gemeingeist sei ein Gut der Sachsen. Nein — es ist nur zu wahr: es fehlt der Geist für das Gemeinwohl, für die thätige hingebende Förderung desselben, für die lebendige Mitempfindung gemeinsamer Interessen und Rechte unserer Gemeinden, unserer Nation, unseres Staates. Es fehlt jene gemeinsame, aufopferungsfähige Bereitwilligkeit, die unsere Vorfahren in der Vertheidigung ihrer reichen, geistigen und äußeren Besitzthümer gegen unzählige Anfeindungen von Innen und Außen kräftig und siegreich zusammenhielt; jenes alt-sächsische gemeinschaftliche Zusammenwirken beim Bau von Städten, Dörfern, riesigen Mauern, Kirchen und Schlössern, die, wenn sie jetzt aufgebauet werden sollten, wohl unaufgebauet blieben; jene Begeisterung für Freiheit und Selbstständigkeit, mit deren Vollgefühl die Vorfahren eine freie, auf jene selbsterhaltenen Grundsätze gebauete Verfassung ins Leben riefen, wie nur die Lehre und die Beispiele der neuern Zeit sie in ein helleres Licht gestellt; jener Geist der Einmüthigkeit, womit die großen Alvordern ein aus dem Gesamtwillen hervorgegangenes Gesetzbuch schufen, während wir uns jetzt kaum über die einfachsten Einrichtungen zu verständigen vermögen und es auf Regierungen von Außen ankommen lassen, zu denen wir selber berechtigt und verpflichtet sind. Es fehlt die freudige Bereitwilligkeit, auch nur irgend etwas für

immer sehr relativ ist) durch denjenigen: daß jeder nach seinen Leistungen belohnt werde, auszugleichen sei, wird unter uns nicht immer erwogen. Daher der Trost, von nicht immer geeigneten und nicht beschäftigten Individuen bei unsern Aemtern, die alle von der Besoldung möglichst gut leben wollen, ohne daß der Sache selbst was geholfen würde. Man bezahle die Beamten gut; aber nur so viele derselben, als man braucht, und diese mögen sodann tüchtig beschäftigt sein.

\*) In wie weit der Grundsatz: daß der Beamte so hoch besoldet werden solle, um sorgenlos leben zu können (was

Der 3 emp liner Correspondent des „Pesti Hirap“ beklagt sich über die Zeit der Bedrängniß, daß insbesondere die sogenannte „Vintec“ die größte Unruhe verursacht.

Man hat in der That die Klage über Mangel an Gemeingeist unter den Sachsen ist allgemein, und ist — leider begründet. Wer will und kann das Gegenheil behaupten? — Wir ließen uns gerne widerlegen. Gegenwärtig hört man hie und da Freude äußern, daß die Zeit der Bedrängniß uns doch wieder mehr übereinstimmend und von einem Geiste befeelt gefunden. Gerne wollten wir mit eingehen in diese Freude, wenn wir uns nur des betrübenden Gedankens zu erwehren im Stande wären, daß die Nation auf diese Art jenem Schwächling gleichen könnte, der in der Noth gute Vorsätze faßt und, ist sie vorüber, in den alten Fehler zurückfällt. Es ist ein armer Trost, dies bischen Zusammenhalten zur Zeit der Bedrängniß, wo Uneinigkeit vollends Unnatur wäre! und wenig entschädigend für den sonstigen Mangel an Erkenntniß der edlen Aufgabe, gemeinheitlich und selbstständig in thätigen Verbesserungen, deren wir auf allen Seiten bedürftig sind, sowie in der Entwicklung des Volksgeistes freudig fortzuschreiten. — Sollen wir, um diese Mängel zu erweisen, auf die engherzigen, mißtrauischen Mißverständnisse bei der Errichtung einer Gewerbschule in Hermannstadt hinweisen, oder an die kleinliche, egoistische Zersplitterung bei der Beschlußnahme über die Errichtung einer juridischen Nationallehranstalt zur geeigneteren Ausbildung tüchtiger sächsischer Rechtsgelehrten und Volksvertreter erinnern, von welcher Ausbildung mindestens in gleichem Grade die Zukunft der Nation abhängt, als von den sonst dringenden Verbesserungen in unserer bürgerlichen und geistlichen Verwaltung, in unserer Vertretung, in unserer Kunst- und sonstigen industriellen und landwirthschaftlichen Verhältnissen? Sollen wir unsere Augen verschließen wollen vor dem Erkennen der Richtung in unseren Aemtern, wo man die Abhängigkeit von Wählern immer lästiger findet und durch Salarien-Vermehrung und Diurnen-Erwerb, selbst unter dem Ersenkzen der öffentlichen Kassen, nur für sich sorgt? \*) Sollen

125

das Gemeinwohl zu thun, wenn wir dafür nicht bezahlt werden. Es fehlt die Gesamtstimme des Körpers, das große „quia virtus nobilitat hominem“ zu wiederholen und wo sie als einzelner Klang aus einem Verstück ertönt, da bricht sie sich an verschlossenen Busen, die nur Eigennutz beherbergen und schallt zurück als Aufruf zum Ringen nach Günst, nach Gnade und Gewinn, in denen all' unsere Tugend besteht.

In einem Zeitalter des Egoismus und der materiellen Interessen, welches die Verhältnisse unseres und anderer Völker (die jedoch mehrentheils eifriger daran sind, sich von den lähmenden Fesseln zu befreien) drückt — in solchem Zeitalter kann wohl nichts mehr an der Zeit sein, als ein Wort über den hochwichtigen Gegenstand, über den seltenen Gemeingeist; wenn dies Wort auch nur anregend, zu Berichtigungen und Aufklärungen veranlassend, wirken, Bessere, als wir sind, zu Untersuchungen aneifern, und sofort das erhebende National-Bewußtsein unserer Bestimmung stärken helfen sollte. Dies Bewußtsein, aber — die edle Blüte wahrer politischer Bildung — ist wahrhaft die Seele eines Volkes; welche, wenn edel und groß, allein ein Volk seiner Existenz, seiner Rechte, seiner bessern Stellung würdig und fähig macht, und — hat das Schicksal dennoch seinen Untergang, sein Erdrücktwerden von Andern beschlossen — ihm die Glorie eines edleren Todes, statt des bloßen jämmerlichen Versinkens in den eigenen Schwächen, verleiht.

(Was ist Gemeingeist?) Gemeingeist oder Gemeinsinn ist die liebend hingerrichtete Empfindung und Bereitwilligkeit, für das Gemeinwohl der bürgerlichen Gemeinheiten, in deren Verband wir leben, also für Staat, Nation, Gemeinde, nach all' unseren Kräften einzustehen. Es gibt auch einen Gemeingeist für Kirche, Stand, überhaupt für die Interessen derjenigen Corporationen, mit denen wir in sonst irgend einer Art von Verbindung stehen. Der Standes- oder Corporationsgeist grenzt jedoch leicht an Egoismus, den Gegensatz alles wahren Gemeingeistes. Wir sprechen hier zunächst vom Gemeingeist im politischen oder bürgerlichen Zusammenleben, dessen wesentlichster Charakter Selbstverläugnung ist, also ausdrücklich entgegen steht einem etwaigen bloßen Standes- z. B. Adels-, Beamten-, Soldaten- oder Zunftgeist. Adelige, Beamten oder Zunftmitglieder können für ihre eigenen Interessen, um des persönlichen Vortheiles willen, oft nur zu sehr eingenommen sein. Dies ist Egoismus, kein Gemeingeist. Gemeingeist bedingt vor Allem die Hintanzetzung alles persönlichen oder nur theilweisen Interesses in öffentlichen Angelegenheiten. Er erfordert Hingebung und Eifer für die Vortheile, die allen Gemeindeg-, oder Nations- oder Staatsgenossen zu Gute kommen. In ihm liegt das eigentliche Lebensprinzip und die einzige Bürgerschaft für das Ge-

deihen des Gemeinwesens. Er ist der von einem höhern Sittengesetz geregelte und geleitete Patriotismus; ein wohlthätig erleuchtendes und erwärmendes Feuer, wodurch das Gemeinwesen emporgehalten und alles Gute zum Wachsthum und Gedeihen in demselben gebracht wird. Er ist die wahre Bürgertugend, deren Mangel durch nichts auf der Welt ersetzt werden kann; nicht durch die Tugend des Gehorsams, welche, wenn nicht durch Gemeingeist gehoben und durch ihn veredelt, zur Untugend wird; nicht durch die Schrecken der Gewalt, welche, auf unrechtllichem Boden beruhend, Knechtendienst und kein edles Streben erzeugen; selbst nicht durch die besten Einrichtungen, Verfassungen und Gesetze, welche von Gemeingeist nicht belebt, nicht von selbstbewußtem Gehorsam in Erfolg gesetzt, leere Formen, leere Schälle bleiben, der listigen Umgehung, der Nichtachtung, muthwilligem, schändem Mißbrauch preisgegeben. Aus dem Mangel an Gemeingeist aber entspringen alle übrigen Verderbnisse der Verkäuflichkeit, des Egoismus. Mit dem Aus spruche Jugurthas über Rom: diese Stadt ist feil, wenn sich nur ein Käufer fände, hatte er ihr das Zeugniß gegeben, daß in Rom der Gemeingeist vollends erstorben, daß dessen Senat, Feldherrn und Volkstribunen käuflich, das Volk entnervt war. Später konnten weder Hadrian, noch die Antonien das Schicksal des größten Erdreichs beschwören, und die Römer selbst reich und cultivirt, jedoch versunken in Entfittlichung und Verkäuflichkeit, unterlagen im 5. christlichen Jahrhundert jämmerlich dem Andrang unkultivirter Völker! Dies der schmachliche Zielpunkt eines Zustandes der ganz vernachlässigten Weckung und Veredelung des Gemeingeistes unter welchem Volke immer! (Fortsetzung folgt.)

Ein Ball in den Eisregionen der Schweiz.

Grindel, 7. September 1842.

Nachstehende Skizze entnehmen wir einem vorzüglich geschriebenen, wissenschaftlichen Aufsatze: »Die neuesten Gletscherexpeditionen und ihre Resultate.« Beilage zur Allgemeinen Zeitung 263. »Ich muß Ihnen von einem Fest erzählen — gewiß dem einzigsten in seiner Art, welches je auf der Erde gefeiert worden. Der Ruf von dem Ball, welcher dort oben gegeben wurde, ist gewiß noch nicht zu Ihnen gedrungen gewesen, sonst hätten Sie seiner sicher gewiß erwähnt. Ja, ja, ein Ball, und zwar ein so fröhlicher als je einer gehalten wurde. Es war Samstag Abend. Die Arbeiter ruhten vor der Hütte: wir selbst hatten den Besuch einiger Freunde empfangen, mit denen wir unter heitern Gesprächen den Sonnenuntergang erwarteten, als wir plötzlich auf einige Gestalten aufmerksam wurden, welche sich über den Gletscher nach uns hin bewegten. So spät noch Besuch? fragten wir uns.

Ball  
zu u  
könn  
fen;  
auf  
nen  
legte  
lustig  
spiele  
ginge  
ter u  
Er se  
ten —  
Elem  
les fe  
Zanz  
es wä  
dem G  
die M  
Leute  
rfeite  
Heber  
herum  
Fessen  
langte  
in D  
spielen  
wollte  
lern u  
den W

Bald indeß wurden wir aufgeklärt, indem einer der Führer zu uns trat und uns um die Erlaubniß ersuchte mit den Ankömmlingen in dem Speiszimmer unserer Hütte tanzen zu dürfen; man sei nun seit acht Wochen hier oben wie festgebannt auf dem ewigen Eis, fügte der Sprecher hinzu, habe noch keinen rechten Sonn- und Ruhetag gehabt und wolle deshalb den letzten, welchen man hier zubringe, auch recht vergnügt und lustig leben; der Gensjäger von der Grimsel, welcher Geige spiele, sei bestellt und werde wohl bei den Mädchen sein. Wir gingen dem Trupp entgegen. Es waren vier Mädchen, Töchter und Schwestern unserer Arbeiter. Der Geiger aber fehlte. Er selbst war auf der Jagd; seine Geige hatte nur zwei Saiten — kurz, die Musik fehlte. Wie tanzen ohne dies belebende Element? Einer unserer Freunde blies die Flöte. Wenn alles fehlschlägt, rief er aus, so spiele ich euch morgen zum Tanz auf; geht hinunter und holt mir des Senns Querpfeife; es wäre Schade, sollte ein so origineller Gedanke wie der auf dem Gletscher zu tanzen unausgeführt bleiben. Unterdeß war die Nacht angebrochen. Zwei der rüstigsten unserer jungen Leute brachen mit einer Laterne auf, um nicht nur die Querpfeife, sondern auch noch andere Musik im Wallis zu holen. Ueber den Gletscher hinab, an den Klippen des Zinkenstockes herum durch das Oberaarthal und von da über den wüsten Felsenkamm des Siedelhornes, kletterten sie in der Nacht und sangen Morgens mit anbrechendem Tag im Wallis an. Dort, in Oberwald, waren gar bald ein Geiger und ein Hackbrettspieler gefunden, die aber erst nach angehörter Messe gehen wollten. Um 4 Uhr Nachmittags erreichten sie mit den Künstlern unsere Hütte. Wir, die wir wußten, daß sie 14 Stunden Weges gemacht über Eis und Geklipp, wir, die wir die

Schrecken und Gefahren eines Nachtmarsches über den Gletscher kannten — wir mußten die Auedauer bewundern, mit der unsere Boten nun noch die Nacht hindurch tanzten, als ob weiter gar nichts vorgefallen wäre. Doch wie Ihnen den Ball beschreiben? In der Thüre zwischen unserm Schlafzimmer und dem in einen Tanzsaal verwandelten Speisraum saßen die beiden Musiker, der Hackbrettler mit melancholischem Ausdruck unermüdet seine Klöppel schwingend, ihm gegenüber der Geiger, ein kurzer dicker Gesell, welcher auf drei Saiten eine unglaubliche Virtuosität entwickelte und zu gleicher Zeit rauchte, spielte, schlief und den Tact trat. Draußen auf dem wankenden Boden drehten sich die vier Paare, die Bursche zierlich geschmückt mit frischgewaschenen weißen Baumwollmützen, aus ihren Sonntagsseifen rauchend, die Mädchen in der pittoresken Tracht des Hasli mit den rothen flatternden Kopftüchern. Durch die vordere Thüre leuchtete der Mond in die fröhliche Gesellschaft, und ein heiterer Sternenhimmel glänzte über den in tiefer Stille ruhenden Gletschern, Eiskeldern und Felshörnern. Wir selbst, nachdem wir uns erst von unserm Erstaunen über die wunderbare Scene erholt hatten, spielten die Rolle der freundlichen Wirthe, hie und da auch wohl ein Tänzchen versuchend, obgleich der rauhe Brettboden, das beständige Schwanken und die Unebenheiten uns bald inne werden ließen, daß wir unsere Tanzkunst auf glatteren Parquetten geholt hatten.

So wurde denn die heitere Lebenslust noch zu gutem Ende der ernsten Wissenschaft beigelegt und, sollte der Himmel Gedeihen zu einer nächstjährigen Expedition geben, so muß nur gewünscht werden, daß beide Genien einander wieder freundlich die Hand reichen und für die mannichfachen Entbehrungen entschädigen mögen, die man dort oben sich auferlegen muß.

### Correspondenzen.

Klausenburg, 23. September 1842.

(Orgelweihe.) Der 18. September war für die hiesige evangelische Gemeinde Augsburg. Conf. ein Tag von hoher Wichtigkeit; denn an demselben fand die feierliche Weihe der aus freiwilligen Beiträgen der Gemeindeglieder durch Herrn Heinrich Weywald, Orgelbauer in Kronstadt, gefertigten Orgel Statt. Diese Weihe war, den Prinzipien des Protestantismus gemäß, höchst einfach und bestand mit Beiseitsetzung aller leeren Ceremonien in der Weihe, welche die Gemüther durch die hehren Kräfte sowohl der erhabenen, bis dahin hier nie vernommenen Orgeltöne, als auch des zweckmäßig gehandhabten Wortes der Predigt erhielten. Vormittag um halb 10 Uhr wurde die Gemeinde durch ein feierliches Glockengeläute zum Sonntags vorher verkündigten Weihfeste eingeladen. Während diesem Geläute verfügte sich das im Pfarrhause versammelt gewesene Local-Consistorium in das von Zuhörern aller Confessionen angefüllte Gotteshaus. Nach Beendigung des Geläutes wurden von der Versammlung vier Strophen des bekannten Kirchenliedes: »Komm, o komm, du Geist des Lebens« u. s. w. jedoch ohne Orgelbegleitung gesungen. Hier-

auf hielt der hiesige ev. Stadtpfarrer Herr Georg Hinz, vor dem Altare eine kurze Rede, in welcher Er. Wohlsehwürden die frohe Meldung that, daß die langersehnte Orgel fertig sei und sogleich anfangen werde durch ihre Himmelsklänge die Andacht der hiesigen evangelischen Gemeinde zu beleben; welcher Anfang mit einem Lobliede auf den Gott, der auch hier so kräftig geholfen habe, zu machen sei. Sofort erklang die Orgel und spielte in den vollsten, kräftigsten Tönen, die ihr zu Gebote standen, den Hymnus auf Gott: »Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren.« Der Eindruck, den dieses herrliche Kunstwerk mit seiner außerordentlichen Kraft und Tonfülle auf die Herzen aller Anwesenden machte, war äußerst groß und der Feier jenes Tages angemessen. Diesem ganz eigenthümlichen und ungewöhnlichen Eindrucke mochte es wohl auch zuzuschreiben sein, daß nur Wenige der Anwesenden das Lied mitsangen und so die Orgel allein in ihrer erhabenen Sprache das Lob des Unendlichen pries. Auf dieses Lied folgte ein von dem Direktor des hiesigen Conservatoriums der Musik, Herrn Georg Ruitzschka trefflich gespieltes Präludium auf der Orgel und eine Kirchenmusik, und nach

125

einer passenden, durch den verdienten Herrn Prediger der Gemeinde sehr schön abgeführten Collette fand neuerdings eine recht wohl ausgeführte Kirchenmusik Statt. Hierauf trat der, zu jeder Zeit, besonders aber bei speciellen Vorfällen gern gehörte Hr. Stadtpfarrer die Kanzel und hielt eine ausgezeichnete Einweihungsrede. Die Predigt, auf welche wieder ein Musikstück folgte, vollendete den Eindruck, den die Orgel hervorgebracht hatte, und machte diese Stunde gewiß für jeden Anwesenden zu einer wahrhaft geweihten. Wöchten solche Stunden aller Orten recht häufig sein! Wöchten namentlich das Beispiel der evangelisch-lutherischen Gemeinde allhier, die, eine kleine Anzahl, durch die Kraft frommer Begeisterung für das Heilige, in kurzem Zeitraum Großes zu Stande gebracht hat, auch auf die übrigen christlichen Gemeinwesen aller Bekenntnisse im Vaterlande wohlthätig anregend wirken, und so dem Künstler, der dies Werk zur vollkommensten Zufriedenheit dieser Gemeinde baute und sich auch sonst durch Humanität und die bereitwilligste Zuverlässigkeit auszeichnet, recht viele Beschäftigung verschaffen. —

Nachdem nun Tags darauf der Act der Orgelabnahme und Uebergabe im Beisein einer von Seiten des Local-Consistoriums hiezu ernannten Commission Statt gefunden hatte, vereinigte sich die Consistorialmitglieder bei einem aus eigenem Antriebe zu Ehren des Künstlers veranstalteten Festmahle, wo ihm durch den hochverdienten Curator unserer Gemeinde ein silberner Pokal mit der Inschrift: »Zur Erinnerung. Von der Klausenburger evangelischen Gemeinde A. C. den 18. Sept. 1842« als Erinnerungszeichen überreicht wurde.

3\*\*., 18. September 1842.

Der jüngstverfloffene Hermannstädter Jahrmarkt war der Schauplatz eines Gaunerstückchens sans pareil. — Ein Walache hatte eben aus dem Verkauf von ein Paar Ochsen 100 fl. W. B. geldset, als er ganz in seiner Nähe einen gut gekleideten Mann erzählen hört, es habe vor kaum einer Stunde ein vornehmer Herr einige Goldmünzen im Werthe von 400 fl. W. B. verloren. Der Walache horcht auf, und was ist natürlicher, als daß sich in ihm der Wunsch dieselben zu finden regt. Nach wenigen Augenblicken zupft ihn ein Weib heimlich auf die Seite, zeigt ihm ganz verstoßen einige Münzen, zwei größere und vier kleinere, alle sauber in Papier gewickelt und fragt ihn leise, ob er dieselben nicht wechseln wolle. Der Walache überzeugt, dies seien die Goldstücke von deren Verluste er kurz vorher gehört hatte, schaut die funkelnden Münzen mit lusternen Augen an, thut jedoch, als ob ihm nicht viel an der Sache liege und meint, er könne weder die Münzen noch deren Werth. Ganz zufällig geht ein Herr in einen Mantel gekleidet vorüber. Das Weib bedeutet den Walachen, diesen um nähere Auskunft zu befragen. Gesagt, gethan. Der

Fremde gibt ganz gleichgiltig zur Antwort: die Goldmünzen gelten 40 fl. C. W. und geht seines Weges. Der Walache läßt sich aufs Handeln ein und erhandelt die 6 Münzen für 25 fl. C. W., wickelt seinen erworbenen Schatz sorgsam in die Papierchen wieder ein und legt ihn behutsam in den Gürtel. Des andern Tages kömmt er mit vergnügter Miene zu mir, erzählt die Geschichte und holt endlich listig mit den Augen blinzeln die Münzen hervor. Wer beschreibt sein Entsetzen, wer das Schafsgesicht, in welches das kluge Lächeln überging, als ich ihm begreiflich machte, daß er betrogen sei und diese Münzen nichts weniger als Geld, sondern Spielmarken seien, deren ein Duzend man um einige Kreuzer kaufen könne. — Nach einer Minute stummen Erstarrens macht sich endlich die Wuth des Gepesteten in den diesen Leuten gewöhnlichen gräßlichen Flüchen und Verwünschungen der Betrüger und seiner selbst Lust und hoffnungslos verzweifeln geht er von dannen. Um den Erlös seiner Ochsen betrogen, bezahlt er theuer die Lehre, das rechtmäßig erworbene Gut auf unrechtmäßige Weise nicht mehr zu dürfen.

Welcher Menschenclasse übrigens die Spitzbuben angehören mögen, läßt sich aus der Beschreibung des Walachen leicht erkennen. Es sind vermuthlich Stammgenossen jener Betrüger, von deren an einem wohlhabenden Szászvároser Walachen verübten Gaunentreich das Siebenbürger Wochenblatt vor einigen Jahren erzählte. Wenn derlei Anekdöthen unter dem Landvolke bekannt würden, dürften sie den Zweck der Warnung nicht verfehlen. M. S.

Ofen, 20. September 1842.

Doppelmord. Oeftern ereignete sich zu Ofen eine schauerhafte Mordgeschichte, die allgemeines Aufsehen erregt. Ein Offizier erschöß nämlich ein Mädchen, das allem Anscheine nach ihm die Einwilligung hiezu ertheilte, und nachdem er auf sich selbst geschossen, erschlug er sich noch mit einem Dolche. Die näheren Beweggründe dieser That sind uns noch nicht bekannt, jedenfalls aber liegt ihr unglückliche Piefes zum Grunde. (Spiegel.)

Komorn, im September 1842.

(Vaterländischer Fabriken = Schutzverein.) Mehrere Patrioten aus verschiedenen Ständen haben hier einen Verein gegründet, dessen Mitglieder sich verpflichten, sich künftig blos in hier zu Lande fabricirtem Tuche zu kleiden. Zum Präsidenten dieses Vereins ist der rühmlich bekannte Herr von Hussár, Oberstuhlrichter dieses Comitats erwählt worden. (Pannonia.)

Ein  
eigen  
der  
und  
dem  
der  
dem  
und  
die  
geist  
nen  
von  
denen  
Mitte  
ibere  
Gem  
tete  
samm  
und  
Alles  
nur  
seine  
nur  
häufig  
dern  
Gem  
Es  
teref  
anfan  
Insti  
nicht  
prell  
Der  
erlau  
Will  
nicht  
ger  
deru